

Stall inmitten gepflegten Grüns und Blumengebinden, von Engeln im Seidenkleid und mit Notenblättern, von Hirten mit allerlei Geschenken, von klarblauer Nacht mit goldglitzernden Sternen, und greift schon aus in die karfreitagliche Finsternis von Marter und Kreuz, die die dunkle Seite irdischen Lebens kundtun. Das Krippenkind offenbart im anfänglichen Dasein ebenso das Ende: Schmerzensmann zu sein. Inmitten aller Leiden im Heute verkündet es dennoch – und gerade deswegen, weil es der Gekreuzigte und Auferstandene sein wird – die Frohbotschaft, die des Lichtes Helle in die Herzen eindringen läßt und „den Menschen seiner Huld“ (Lk 2,14) tröstliche Verheißung bringt.

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Neue Lebensweise

Dominikanerinnen in Frankfurt am Main

Apostolat

Wer die Dominikanerinnen von Bethanien in Deutschland kennt, weiß, daß wir nach dem Krieg neue Formen der Heimerziehung mitentwickelt haben. So besitzen wir drei ansehnliche Kinder- und Jugenddörfer. Eines in Schwalmtal bei Mönchengladbach, eines in Refrath bei Köln und eines in Erbach im Rheingau. Sie bieten ungefähr 250 Kindern und Jugendlichen Heimat und Hilfe für ihr Leben.

Mit der erfolgreichen Arbeit übernahmen wir fast zwangsläufig nach und nach die Strukturen eines mittleren Unternehmens. Da nicht alle Schwestern für die pädagogische Arbeit geeignet und berufen waren, stellten wie Laien ein, die heute den größten Anteil der Mitarbeiter ausmachen. Dadurch waren wir an Tarifabkommen, was Arbeitszeit und Lohn betrifft, gebunden. Wir wurden Arbeitgeber mit allen dazugehörigen Konsequenzen. Die Häuser mußten im Stand bleiben, so vergaben wir die entsprechenden Aufträge an Firmen. Es mußten Hausmeister, Gärtner und Putzfrauen eingestellt werden. Haushaltspläne wurden erstellt, der Pflegesatz mußte kostendeckend sein. Autos wurden nach zwei Jahren erneuert und die alten in Zahlung gegeben. Der Verwaltungsapparat wuchs. Es gab Vorstandssitzungen und Mitarbeiterbesprechungen. Gute Arbeit fordert ein gewisses Maß an Rationalität und Management, nicht immer zu Gunsten des Evangeliums und der Menschlichkeit.

Ausgehend vom Ordensdekret, in dem die Schwestern aufgefordert werden, sich auf ihre Gründungsidee zu besinnen, begannen wir, unser Apostolat in Frage zu stellen. Mußte ein Eintritt in den Orden zwangsläufig mit der Arbeit im Kinderdorf zusammengehen? Worin besteht die Spiritualität einer geistlichen Gemeinschaft? Was bedeutet Rehabilitation der Frau heute? Werden wir den milieugeschädigten und verhaltengestörten Kindern und Jugendlichen gerecht, wenn sie sich unserer Lebensweise anpassen müssen? Ist das Mutterbild, das wir verkörpern, heute noch sinnvoll? Diesen Fragen ist jede Schwester auf ganz persönliche Weise nachgegangen. So entstanden drei verschiedene Modelle, die zeigen, wie Übergänge aus alten Strukturen geschaffen, Alternativen dazu aufgebaut und geistiges Leben und Arbeit heute sinnvoll gelebt werden können.

Übergänge

Ich arbeitete bereits zehn Jahre als Gruppenleiterin im Kinderdorf, als wir mit unserem Auszug in die kleine Lebensgemeinschaft beginnen wollten. So stellte sich mir die Frage: Was geschieht mit den Kindern und Jugendlichen, mit denen ich eine intensive Bindung eingegangen war? Zunächst dachte ich an Ablösung durch eine neue Gruppenleiterin. Jedoch war meine damalige Kinderhortleiterin mehr an meinem Bleiben als an meinem Weggang interessiert und unterstützte mein Vorhaben nicht. Durch die Bindung an die Institution Kinderdorf und Orden hatte ich weder die Kompetenz noch die Erfahrung, eine Nachfolgerin für mich zu besorgen. In meiner damaligen Not träumte ich einen hilfreichen Traum. Ich sah die neue Lebensgemeinschaft und rundherum die Kinder, die uns umgaben. Dieser Traum brachte uns auf die Idee, meine Arbeit mitzunehmen. So mietete ich ein Haus im Frankfurter Stadtteil Eschborn und zog mit meinen neun Kindern im Alter von 9 bis 16 Jahren um. Wir nannten das damals die Gründung einer Außenstelle. Damit blieb die Bindung an die Kinder bestehen, und ich konnte gleichzeitig das Leben in der neuen Gemeinschaft in Frankfurt mitgestalten. Das Modell war so angelegt, daß ich keine neuen Kinder mehr hinzunahm. So verkleinerte sich die „Familie“ jedes Jahr mit dem Auszug eines volljährigen Gruppenmitgliedes. Ich möchte dieses Projekt als Erfolg bezeichnen. Der Auszug aus dem schönen Dorf wirkte auf alle Kinder befreiend. Die Anonymität der Stadt brachte uns als Familie einander näher. Außerdem waren wir weniger Vorurteilen ausgesetzt. In der Schule fielen die einzelnen nicht mehr auf, wenn die Mutter nicht den gleichen Namen hatte wie die Kinder. Was die Kinder in Schule und Beruf leisteten, verdankten sie nun nicht mehr dem Kinderdorf, sondern ihrem eigenen Können. Diese Erfahrung verhalf den einzelnen zu mehr Versöhnung mit sich selbst und ihrem Schicksal, ohne echte Eltern leben zu müssen.

Inzwischen bin ich mit meiner Arbeit noch einmal umgezogen. Die letzten beiden Jugendlichen sind im zweiten Lehrjahr. Wir bewohnen eine Vier-Zimmer-Wohnung, die auch noch Treffpunkt für die ehemaligen Gruppenmitglieder ist. Es ist abzusehen, wann diese meine inzwischen 20jährige Arbeit beendet ist.

So teile ich das Schicksal aller Frauen, die sich in ihrer Lebensmitte (ich bin 46 Jahre alt) neu orientieren müssen. In dieser Übergangssituation nehme ich an der zweijährigen Ausbildung der Kleinen Schwestern in der Hochschule St. Georgen (Frankfurt) teil. Sie ist ganz auf Glaubensvertiefung hin ausgelegt. Es bereitet mir viel Freude, meinen Glauben auf diese Weise neu zu reflektieren. Außerdem mache ich regelmäßig Nachtwache im Krankenhaus, um zum Lebensunterhalt unserer Gemeinschaft beizutragen. Durch den dauerhaften Kontakt mit meinen Mitschwestern, den ich bewußt gesucht habe, hat mein Leben seine Mitte behalten. Gleichzeitig lernten meine Kinder, daß es wesentlich zum Leben gehört, sich regelmäßig zurückzunehmen.

Alternative

Meine um acht Jahre ältere Mitschwester lebte 20 Jahre in einem unserer Großkonvente. Sie war dort als Sakristanin und als Assistentin im Noviziat tätig. Durch das Konzil angeregt, studierte sie noch sechs Jahre und wurde Diplompädagogin. In Frankfurt bewarb sie sich bei der katholischen Familienbildungsstätte, wo sie als Honorarkraft für 20 Stunden eingestellt wurde. Ihr Arbeitsfeld ist ein sogenannter sozialer Brennpunkt. Hier bieten die verschiedenen Organisationen, etwa der Caritasverband, Hilfen im sozial schwachen Milieu an. Es ist der Bereich, aus dem unsere Kinderdorfkinder meistens herkommen. Sr. Stephanie arbeitet mit Kindern im Alter von 5 bis 7 Jahren in der Vorschulerziehung. Sie verhindert durch ihre Arbeit, daß die Kinder von ihren Eltern getrennt leben müssen. Dabei ist der therapeutische Ansatz eine Alternative zu der herkömmlichen Pädagogik, die früher nur durch Milieuwechsel Erfolg versprach. In intensiven Einzelstunden werden die Kinder motiviert, ihr, für unsere Begriffe, schweres Leben zu meistern. Nicht die Bindung an die Schwester steht dabei im Mittelpunkt der Arbeit, sondern die Bestärkung und Belebung der im Kind schlummernden positiven Kräfte, die es befähigen, sein Leben auch in einem so genannten schwierigen Milieu zu gestalten. So gehen jedes Jahr 15 bis 20 Kinder durch ihre Hände. Jedes Kind kommt zwei Jahre lang für zwei bis drei Stunden in der Woche zur Schwester. Diese Stunde gehört ganz dem einzelnen Kind. Mit unendlicher Geduld werden die Kinder auf die Schule vorbereitet und im ersten Schuljahr begleitet. Sr. Stephanie holt das Kind bei den Eltern ab und bringt es wieder zu ihnen. Dabei entstehen Kontakte zur Familie. Die Wertschätzung und das Wohlwollen der Schwester zu den Kindern überträgt sich auf die Eltern. Durch diese dauernde Begleitung stabilisiert sich die Eltern-Kind-Beziehung. Sr. Stephanie hat sich dort zunächst nicht als Ordensschwester eingeführt; sie läßt sich mit ihrem Familiennamen ansprechen. Bei den ersten Besuchen in den Familien fand sie ein tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen die Institutionen Kirche und Staat vor.

Sr. Stephanie fördert bei den Kindern die kognitiven, emotionalen und sozialen Fähigkeiten. Dabei werden unter anderem Osterhasen gemalt, Martinsleuchten hergestellt und Geschenke für das Weihnachtsfest gebastelt. Bei diesen Ar-

beiten ergeben sich auch Fragen nach dem Ursprung der Feste. Dies sind positive Anknüpfungspunkte, auch die religiösen Urbedürfnisse der Kinder anzusprechen. Inzwischen wissen die meisten Leute aus der Siedlung, daß Frau Steinberg Dominikanerin ist. Das Schwesternbild der weltfremden Frau mußten die Leute revidieren, und sie taten es gern. Obwohl Sr. Stephanie nur als 20-Stunden-Honorarkraft eingestellt ist, hat sie von uns dreien den längsten Arbeitstag. Die Siedlung liegt am Rande der Stadt, und es fährt kein Bus durch das Gelände. So geht sie kurz nach 8.00 Uhr aus dem Haus und kommt meistens erst zwischen 17.00 Uhr und 18.00 Uhr zurück. Seit vielen Jahren bemüht sie sich um einen festen Arbeitsvertrag. Bei den zuständigen kirchlichen Trägern ist das Bild der Schwester als „Dienerin ohne Lohn“ fest verwurzelt, was ich von unserem Vermieter nicht behaupten kann. Ich denke, daß wir Schwestern auf diesem Gebiet noch einen weiten Weg zur Rehabilitierung der Frau in der Kirche vor uns haben.

Geistliche Gemeinschaft

Wenn ich Sr. Maria vorstelle, fällt mir ein, daß am Fest des hl. Dominikus das Evangelium vom Salz der Erde vorgelesen wird. Sie verkörpert für mich, was damit gemeint sein kann: „Das Salz fällt nicht ins Auge, es trifft den Geschmack.“

Als sie 1960 in den Orden kam, ging sie ins 34. Lebensjahr, geprägt vom Leben in der Welt und sehr verbunden mit der Kirche. Während des Konzils wurde sie bei uns als Novizenmeisterin eingesetzt. Ich selbst habe sie im zweiten Noviziatsjahr als meine Meisterin erlebt, was mein Ordensleben entscheidend mitgeprägt hat. Durch sie geschah in unserer Ordenserziehung die Wende von der Regel zur Bibel, vom Verzicht zum Reichtum Christi.

Mit unserem Ortswechsel verband sich für Sr. Maria, die damals bereits 50 Jahre zählte, das, was man „sozialen Abstieg“ nennt. Die Arbeitsmöglichkeiten für eine Frau in diesem Alter, ohne Titel und Institution im Rücken, sind nicht sehr groß. Sr. Maria teilt sich eine Stelle als Schreibkraft mit einer Ausländerin. Unsere Gemeinschaft ist auch auf ihren Verdienst angewiesen, weil wir uns finanziell tragen müssen und wollen. So steht sie in der Reihe all der Menschen, für die Arbeit nicht Selbstverwirklichung, sondern Lebenserhaltung bedeutet.

Da wir uns als Gemeinschaft die Hausarbeit teilen, hat Sr. Maria für sich Freiräume geschaffen, die ihr ermöglichen, Menschen vom Rand der Gesellschaft zu treffen. Sie empfängt oder besucht alte und in die Krise geratene Menschen, die ihr über den Weg kommen. Gerade weil sie selbst „abgestiegen“ ist, findet sie Zugang zu den Herzen dieser Menschen und kann ihnen Sinn und Hoffnung in ihrer Lebenssituation glaubwürdig vermitteln. Ich glaube, daß dabei gerade das „Umsonst“ so wirksam ist, weil Liebe nicht zur Dienst-Leistung degradiert wird. Nebenbei, das heißt in ihrem Urlaub und an Wochenenden, hat Sr. Maria noch eine Ausbildung in der Scharing-Eutonie gemacht. Diese Kenntnisse gab sie zunächst an uns, ihre Mitschwestern, weiter. Es ist eine neue Form, durch Körperübungen Verständnis und Vertrauen, Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit einzubüren. So lernten wir, Erstarrungen und Ängste abzubauen, was in einer

Kleinstgruppe überlebensnotwendig ist. Da alle Begabungen einem nicht selbst gehören, bietet Sr. Maria diese Fähigkeit auch Außenstehenden an. Es ist für mich erstaunlich, wie gerade durch die Eutonie Gruppierungen zusammengeführt werden, die sonst kaum miteinander ins Gespräch kommen.

Bei einem Interview zum Thema alternative Lebensweisen, antwortete Sr. Maria auf die Frage, warum sie diese Form des Ordenslebens gewählt hat: „Wir wollten näher bei den Menschen sein, präsent, durchschaubar, absichtslos.“ Und auf die Frage, wie sie Christus zu den Menschen bringen wolle, sagte sie: „Ich muß ihn nicht hinbringen. Er ist schon dort.“

Neues Leben

Abschließend möchte ich wiederholen, daß sich unser Leben geändert hat. Ich möchte von einer neuen Lebensqualität sprechen. Leben zwischen Dynamik und Gelassenheit, zwischen Kontemplation und Aktion, um es mit traditionellen Worten zu sagen. Durch unsere Art zu leben haben sich die Texte der Schrift für uns neu erschlossen. Sie sind plötzlich mit Leben erfüllt, Wahrheit und Gegenwart. Wenn es nach wie vor die Aufgabe des Christen und sicher der Ordensleute ist, heilig zu werden, dann ist das nicht altmodisch, sondern besagt einfach, Eigentum Gottes zu sein, ohne einen menschlichen Bereich auszuklammern.

Mir fällt auf, daß unser Glaubensbekenntnis von Christus sagt: „Geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus!“ Das Leben Christi wird nicht benannt. Vielleicht war es den damaligen Verfassern noch Gegenwart und selbstverständlich, daß die Kirche der Ort ist, in der das Leben des Herrn sich verleiblicht, zur Darstellung kommt und erfahrbar wird. Diese Tradition haben wir wieder aufgegriffen. Wenn ich früher geglaubt habe, was die Kirche lehrt (und ich glaube das immer noch), so glaube ich heute, weil ich dem Auferstandenen selbst begegnet bin. Ich habe den Herrn an seinen Wunden erkannt.

Pacis Volz, Frankfurt am Main